

JOYCE
CAROL
OATES

SIEBEN REISEN
IN DEN ABGRUND

Aus dem Amerikanischen
von Silvia Visintini

DROEMER 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
»The Corn Maiden and Other Nightmares«
bei The Mysterious Press, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



Deutsche Erstausgabe Mai 2019

© 2011 Joyce Carol Oates

© 2011 by The Ontario Review, Inc.

The following stories were first published in the following publications:

Niemand weiß, wie ich heiß (Nobody Knows My Name),

Twists of the Tale, edited by Ellen Datlow, Dell, 1996

Totenmahl (Death-Cup),

Ellery Queen's Mystery Magazine, August 1997

Die Maisjungfer (The Corn Maiden),

Transgressions, edited by Ed McBain, Forge, 2005

Fossile Figuren (Fossil-Figures), *Stories*,

edited by Neil Gaiman and Al Sarrantonio, William Morrow, 2010

Loch im Kopf (A Hole in the Head), *Kenyon Review*, Fall 2010

Beersheba (Beersheba),

Ellery Queen's Mystery Magazine, October 2010

Helfende Hände (Helping Hands), *Boulevard*, 2011

© 2019 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit

Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Dr. Kirsten Reimers

Covergestaltung: NETWORK! Werbeagentur, München

Coverabbildung: © Russ Dixon / Arcangel

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-28198-7

INHALT

Die Maisjungfer	7
Beersheba	143
Niemand weiß, wie ich heiß	171
Fossile Figuren	193
Totenmahl	217
Helfende Hände	263
Loch im Kopf	329

DIE MAISJUNGFER^{*}

Eine Liebesgeschichte

* Die Opferung der Maisjungfer ist eine Mischung aus traditionellen Opferriten der Irokesen, Pawnee und Blackfoot.

APRIL

IHR ARSCHLÖCHER!

Warumwarum fragt ihr. Wegen ihrem Haar. Darum.

Ich mein *ihr Haar!* Ich mein ich hab's in der Sonne gesehen, sein seidiges Blassgold wie die Fädchen am Mais und in der Sonne könnte es sich an einem Funken entzünden. Und ihre Augen die mich irgendwie nervös und hoffnungsvoll anlächelten als ob sie Judes Wunsch nicht erraten könnte (aber wer hätte das können?). Denn ich bin Jude Obscurus. Meister der Augen. Von sehbehinderten Arschlöchern wie euch lasse ich mich nicht richten.

Da war ihre Mutter. Ich hab sie zusammen gesehen. Ich hab gesehen, wie die Mutter sich zu ihr beugte und sie küsste. Dieser Pfeil traf mich ins Herz. Ich dachte *Ihr werdet mich nicht mehr übersehen.* Ich würde niemals vergeben.

Also gut. Irgendeinen Bericht müsst ihr Arschlöcher ja tippen. Vielleicht ist noch Platz für das Urteil des Gerichtsmediziners über die *Todesursache.*

Ihr Arschlöcher habt wirklich keinen Peil, stimmt's? Denn sonst wüsstet ihr, wie sinnlos es ist, Berichte zu tippen, als ob die euch zur Wahrheit oder auch nur zu »Fakten« verhelfen könnten.

Warumwarum. Nachts am Computer beim Klickklicken durch die Galaxien wurde mir verkündet, dass mir der Meister der Augen zum Geburtstag (11. März) meinen Wunsch erfüllen wird. Darum. *Alles, was du dir wünschst, wird sich zur gegebenen Zeit finden. Falls du der Meister bist.*

Jude Obscurus nannte er mich. Im Cyberspace haben wir uns verbrüdet.

Darum. In der sechsten Klasse auf einer Exkursion

ins naturhistorische Museum sonderte Jude sich von den dummen gackernden Kindern ab und betrachtete wie gebannt ein Ausstellungsstück der Onigara. Die Opferung der Maisjungfer. *Aufgrund der drastischen Darstellung empfiehlt sich die Besichtigung dieses Exponats für Kinder und Jugendliche unter sechzehn Jahren nur in Begleitung eines Erwachsenen.* Schritt durch einen Torbogen in einen von Leuchtstoffröhren erhellten Raum mit verstaubten Schaukästen und starrte die Maisjungfer mit den zu Zöpfen geflochtenen schwarzen Borsten und dem flachen Gesicht und den blinden Augen an. Der aufgerissene Mund mit diesem Ausdruck permanenter Verwunderung jenseits allen Schreckens und dieser Anblick traf Jude mit solcher Wucht ins Herz wie vielleicht ein Pfeil ins Herz der Maisjungfer. Darum.

Weil es ein Experiment war um zu sehen ob Gott es zulassen würde. Darum.

Weil niemand da war um mich aufzuhalten. Darum.

JÜNGERINNEN

Wir haben doch nie geglaubt, dass Jude es ernst meint!

Wir haben doch nie geglaubt, dass es so kommen würde.

Wir haben doch nie geglaubt ...

... nicht eine *Sekunde!*

Wollten doch nie ...

... *nie im Leben!*

Niemand hatte was gegen ...

.....

(Jude hat gesagt, es ist tabu, diesen Namen auszusprechen.)

Jude war Meister der Augen. Sie war die ganze Schulzeit hindurch unsere Anführerin. Jude war einfach so cool.

In der Fünften hat Jude uns gezeigt, wie man von S. high wird. Wo Jude das S. herhatte, wussten wir nicht.

In der Siebten hat Jude uns X besorgt. So wie's die Älteren einwerfen. Gekriegt hat sie's von ihrem Geheimkontakt an der Highschool.

Wenn du HIGH bist, könntest du die ganze Welt umarmen, aber das eigentliche Geheimnis ist, dass dir alles scheißegal ist.

Das ist das Tolle daran! HIGH über Skatskill dahinschweben und das Gefühl du könntest eine Bombe auf die Schule oder dein eigenes Haus werfen und deine Familie stürzt mit brennenden Kleidern und Haaren heraus und schreit um Hilfe und du würdest lächeln, weil es dir völlig schnuppe wäre. Das ist HIGH.

Geheimnisse, die sonst keiner kannte.

Hardcore-Pornos bei Jude zu Hause.

Judes Großmutter Mrs Trahern, die Witwe von irgendwem Berühmten.

Verwilderte Katzen haben wir gefüttert. Cool!

Ritalin und Xanax verschrieben von Judes Ärzten. Jude hat nur so getan, als nähme sie das Zeug. Bei ihr im Bad ein Jahresvorrat.

Mit Häagen-Dazs French Vanilla haben wir die Maisjungfer gefüttert.

Die Maisjungfer war beinahe sofort schläfrig, gähnte. Eis schmeckt ja so gut! Nur eine zerdrückte Tablette, ein halber Teelöffel. Reine Zauberei. Wir konnten es gar nicht fassen.

Jude hat gesagt, man ahnt nichts von den Zauberkräften, die man besitzt, bis einem wer zeigt, wie man sie entfesselt.

Die Maisjungfer war davor noch nie bei Jude zu Hause gewesen. Aber Jude hat sich schon im März mit ihr angefreundet. Hat uns erzählt, dass der Meister der Augen ihr an ihrem Geburtstag einen Wunsch gewährt hat. Und wir durften daran teilhaben.

Der Plan war, *Vertrauen aufzubauen*.

Der Plan war, sich auf die Maisjungfer vorzubereiten in dem Wissen, dass eines Tages die Zauberstunde schlagen würde, in der (so hat Jude es vorausgesagt) alles klar werden würde, so wie ein Blitz die Dunkelheit erhellt.

Und so war es. Wir waren in Bereitschaft, und die Zauberstunde war so.

Es gibt einen Hintereingang ins Haus der Traherns. Da sind wir reingekommen.

Die Maisjungfer ging hinein! Auf ihren eigenen zwei Beinen ging die Maisjungfer hinein, sie wurde nicht gezwungen oder getragen.

Aus freien Stücken, hat Jude gesagt.

Bei den Onigara-Indianern war das nicht so. Da kam die Maisjungfer nicht aus freien Stücken, sondern wurde entführt.

Ein feindlicher Stamm entführte sie. Sie kehrte nie wieder zu ihren eigenen Leuten zurück.

Die Maisjungfer wurde begraben, sie wurde zusammen mit dem Maissamen in die Sonne gelegt und mit Erde bedeckt. Jude hat uns das erzählt, wie man ein altes Märchen erzählt, bei dem die Zuhörer lächeln, aber nicht nach dem *Warum* fragen sollen.

Jude wollte nicht, dass wir nach dem *Warum* fragten.

Bedroht wurde die Maisjungfer nicht. Die Maisjungfer wurde mit Ehrerbietung, Respekt und Güte behandelt.

(Ein bisschen Angst mussten wir ihr schon einjagen. Anders geht's nicht, hat Jude gesagt.)

Dienstags und donnerstags kam sie auf dem Heimweg

von der Schule am 7-Eleven-Laden vorbei. (Jude wusste, warum das so war.) Dort hingen hauptsächlich Leute von der Highschool rum. Die Älteren, die rauchten. Ein popeliges Pseudo-Einkaufszentrum, die Mini-Mall an der Fernstraße. Ein Teppichverramscher, ein Haar- und Nagelstudio, ein China-Imbiss und der 7-Eleven. Dahinter Müllcontainer und der Gestank von vergammeltem Zeug.

Im Gestrüpp hinter den Müllcontainern hausen verwilderte Katzen. Da ist es wie im Urwald, da geht keiner hin.

(Außer Jude. Um die verwilderten Katzen zu füttern. Das sind ihre Totemtiere, sagt sie.)

Am 7-Eleven verlangte Jude, dass wir uns trennen, damit wir nicht zusammen gesehen werden.

Vier Mädchen auf einmal, das könnte wem auffallen.

Ein Mädchen allein oder zwei auf einmal, das fällt keinem auf.

Hat aber eh keiner geguckt. Wir kamen von hinten.

Früher haben mal Hausangestellte unten am Hang gewohnt. Ist aber schon ewig her. Die mussten hoch zu den großen Häusern an der Highgate Avenue.

Historisches Anwesen in Skatskill. Da wohnte Jude mit ihrer Großmutter. Nur die beiden. Kam immer wieder im Fernsehen. In den Zeitungen. In der *New York Times* war's auf dem Titelblatt. Immer war die Rede vom *holländisch-amerikanischen Herrenhaus aus dem achtzehnten Jahrhundert*. Darüber wussten wir nichts. Von vorn haben wir das Haus nie gesehen. Wir sind nur in Judes Zimmer und in ein, zwei andere gegangen. Und dann gab's noch den Keller.

Von der Highgate Avenue ist das Haus der Traherns nicht sehr gut zu sehen, da ist eine drei Meter hohe Mauer drum rum. Die ist zwar alt und bröckelt vor sich hin, aber drübergucken kann man trotzdem nicht. Aber

durchs Tor, das ist aus Schmiedeeisen, kann man im Vorbeifahren einen schnellen Blick reinwerfen.

Wahrscheinlich fahren da jetzt jede Menge Leute vorbei.

Auf der Highgate Avenue ist überall PARKEN VERBOTTEN PARKEN VERBOTTEN PARKEN VERBOTTEN. Leute von außerhalb sind in Skatskill nicht gern gesehen, außer wenn sie zum Einkaufen kommen.

Das *Trahern-Anwesen* wurde es immer genannt. Das Grundstück ist fast viereinhalb Hektar groß. Aber von hinten gibt es eine Abkürzung. Als wir die Maisjungfer ins Haus brachten, sind wir hintenrum gekommen. Der Großteil des Grundstücks ist Wald. Der Großteil ist Wildnis, wie ein Urwald. Aber es gibt eine alte Stein-
treppe, die kann man hochsteigen, wenn man gut aufpasst. Eine alte Anliegerstraße, zugewachsen mit Brombeergestrüpp und unten am Hang mit einer Betonplatte abgesperrt, aber um die kann man rumgehen.

Dass es diesen hinteren Zugang gibt, darauf würde keiner kommen. Nur drei Minuten zu Fuß von der Mini-Mall.

Keiner würde da draufkommen! Die großen alten Häuser auf der Highgate Avenue da ganz oben und die Grundstücke gehen bis ganz runter zur Fernstraße.

Jude hat gesagt *Die Maisjungfer muss mit Ehrerbietung, Respekt, Güte und Bestimmtheit behandelt werden. Die Maisjungfer darf nicht mal ahnen, welches Schicksal ihrer harrt.*

ALLEINERZIEHENDE MUTTER, SCHLÜSSELKIND

»Marissa.«

Erstes Anzeichen, dass etwas nicht stimmt: kein Licht in der Wohnung.

Zweites: zu still.

»Marissa, Mäuschen ...?«

Da war er bereits, der erste Anflug von Panik in ihrer Stimme. Da war es bereits, das Gefühl, als schließe sich ein eiserner Ring um ihre Brust.

Sie betrat die dunkle Wohnung. Um 20 Uhr. Spätestens. Das sollte sie später beschwören.

In einem traumähnlichen Zustand bar aller Gefühle schloss sie die Tür hinter sich, knipste ein Licht an. War sich ihrer bewusst wie jemand, der sich in einem Video selbst sieht, wie er sich auffällig normal verhält, obwohl die Umstände sich verändert haben und nicht normal sind.

Eine Mutter lernt, nicht in Panik zu verfallen, sich keine Schwäche anmerken zu lassen. Falls ein Kind sie beobachten sollte.

»Marissa? Bist du nicht ... bist du zu Hause?«

Wäre Marissa zu Hause, wären die Lampen an. Marissa würde im Wohnzimmer Hausaufgaben machen, hätte den Fernseher an, laut. Oder den CD-Spieler, laut. War Marissa alleine zu Hause, fühlte sie sich unwohl, wenn es ganz still war.

Die Stille mache sie nervös, sagte sie. Dann müsse sie an Dinge denken, die ihr Angst machten, sagte sie. Ans Sterben zum Beispiel. Dann höre sie ihren eigenen Herzschlag, sagte sie.

Aber es war still in der Wohnung. Still in der Küche.

Leah knipste noch mehr Lichter an. Noch beobachtete

sie sich selbst, noch nahm sie sich zusammen. Sah vom Wohnzimmer aus, über den Flur hinweg, dass die Tür zu Marissas Zimmer offen stand, Dunkelheit dahinter.

Es war möglich – ja!, wenn auch nur einen verschwommenen, verzweifelten Moment lang – zu denken, dass Marissa auf ihrem Bett eingeschlafen war, und deshalb ... Doch Leah sah nach, da lag keine schmale Gestalt auf dem Bett.

Niemand im Bad. Tür angelehnt, Dunkelheit dahinter.

Irgendwie wirkte die Wohnung nicht vertraut. Als ob Möbel umgestellt worden wären. (Was nicht der Fall war, wie sie sich später vergewissern sollte.) Es war eisig, zugig, als wäre ein Fenster offen gelassen worden. (Kein Fenster war offen gelassen worden.)

»Marissa? *Marissa?*«

Ungläubigkeit und Beinahe-Ärger schwebten in der Stimme der Mutter mit. So, als solle Marissa, wenn sie sie hörte, nur einen leisen Tadel heraushören.

In der Küche, auch sie leer, stellte Leah die eingekauften Lebensmittel ab. Auf einen Unterschrank. Passte nicht auf, die Tasche sackte langsam zur Seite. Leah nahm kaum Notiz. Ein Joghurtbecher fiel heraus.

Marissas Lieblingsjoghurt, Erdbeer.

So still! Die Mutter, die allmählich fröstelte, verstand, warum die Tochter die Stille hasste.

Sie lief die Zimmer ab, sollte immer wieder die wenigen Zimmer der kleinen Erdgeschosswohnung ablaufen, und rief mit dünner, wie ein gespannter Draht aufsirender Stimme *Marissa? Mäuschen?* Sie verlor das Zeitgefühl. Sie war die Mutter, sie war verantwortlich. Elf Jahre lang hatte sie ihr Kind nicht verloren, der Albtraum aller Mütter, ihr Kind zu verlieren, ein jäher körperlicher Verlust, ein Diebstahl, ein Weg-Stehlen, eine *gewaltsame Entführung*.

»Nein. Sie ist hier. Irgendwo ...«

Die Wohnung ablaufen, immer denselben Weg. Es gab doch nur so wenige Zimmer, in denen Marissa sein konnte! Wieder die Badezimmertür öffnen, weiter diesmal. Eine Schranktür. Schranktüren. Taumeln gegen ... Die Schulter angeschlagen an ... Gegen Marissas Schreibtischstuhl gelaufen, ein Stechen im Oberschenkel. »Marissa? *Versteckst* du dich?«

Als ob Marissa sich verstecken würde. In so einem Moment.

Marissa war elf. Es war schon sehr lange her, seit Marissa sich zum letzten Mal kichernd und quietschend vor ihrer Mutter versteckt hatte. Damit Mommy nach ihr suchte.

Sie sei keine Mutter, die ihr Kind vernachlässige, würde sie beteuern.

Eine berufstätige Mutter war sie. Eine alleinerziehende Mutter. Der Vater ihrer Tochter war aus dem Leben von Mutter und Tochter verschwunden, zahlte weder Unterhalt für die Frau noch für das Kind. Es war doch nicht ihre Schuld, dass sie arbeiten musste, um ihre Tochter und sich zu ernähren, und ihre Tochter brauchte speziellen Förderunterricht, darum hatte sie sie aus der öffentlichen Schule genommen und in der Privatschule im Ort angemeldet, in der Skatskill Day ...

Man würde ihr Vorwürfe machen. Die Boulevardblätter würden sie in der Luft zerreißen.

Wähl die 911, und dein Leben ist gefundenes Fressen für die Meute. Wähl die 911, und dein Leben ist nicht mehr deins. Wähl die 911, und dein Leben wird nie mehr so sein wie früher.

Alleinerziehende Mutter. Schlüsselkind.

Elfjährige vermisst, Skatskill-Süd.

So stimme das ganz und gar nicht, würde sie beteuern! Es stimmte einfach nicht.

Fünf von sieben Tagen stimmte es nicht.

Nur dienstags und donnerstags hatte sie Spätdienst in der Praxis. Erst seit Weihnachten kehrte Marissa in eine leere Wohnung zurück.

Nein. Es war keine ideale Lösung. Und vielleicht hätte sie sich um eine Betreuung kümmern sollen, aber ...

Sie habe keine Wahl gehabt, würde sie beteuern. Sie musste Spätdienst machen, man hatte ihr die Schicht geändert. Dienstags/donnerstags fing sie um halb elf an und hatte abends um halb sieben Dienstschluss. An diesen Tagen war sie um Viertel nach sieben, spätestens halb acht zu Hause. Das würde sie beschwören! Da war sie zu Hause. Meistens.

Von Nyack über die Tappan Zee Bridge, dann weiter auf der Route 9 Richtung Norden durch Tarrytown, Sleepy Hollow bis zur Stadtgrenze von Skatskill. War doch nicht ihre Schuld, der Stau auf der Brücke und die Bauarbeiten auf der Route 9. Dazu goss es noch wie aus Kübeln! Aus heiterem Himmel ein Wolkenbruch, Regen! Sie hätte heulen mögen, so ohnmächtig fühlte sie sich, so wütend darüber, was aus ihrem Leben geworden war, Scheinwerfer blendeten sie, fuhren ihr wie Laserstrahlen ins Hirn.

Aber normalerweise war sie um acht zu Hause. Allerspätestens.

Ehe sie die 911 wählte, versuchte sie zu überlegen: nachzurechnen.

Für gewöhnlich war Marissa gegen vier Uhr nachmittags zu Hause. Die letzte Stunde war um Viertel nach drei zu Ende. Marissa ging zu Fuß nach Hause, fünfeinhalb Blöcke, ungefähr achthundert Meter (hauptsächlich) durch Wohngebiet. (Die Fifteenth Street war eine viel befahrene Straße, aber Marissa musste sie nicht überqueren.) Und sie würde mit Schul-

freundinnen gehen. (Tatsächlich?) Marissa fuhr nicht mit dem Schulbus, für Privatschulkinder gab es keinen Bus, und überhaupt wohnte Marissa in der Nähe der Schule, weil Leah Bantry eigens in diesen Wohnblock, Briarcliff Apts, gezogen war, weil der in der Nähe der Skatskill Day lag.

Sie würde es erklären! Wenn die Aufregung wegen des Verschwindens ihres Kindes vorübergehend nachließ, würde sie es erklären.

Möglicherweise hatte es an diesem Tag nach der Schule etwas Besonderes gegeben, eine Sportveranstaltung, eine Chorprobe, und Marissa hatte vergessen, es Leah zu sagen ... Möglicherweise war Marissa mit einer Freundin nach Hause gegangen.

Sie stand in der Wohnung, neben dem Telefon, als warte sie darauf, dass es klingelte, versuchte sich zu erinnern, woran sie eben gedacht hatte. Wie der Versuch, Wasser mit den Fingern zu packen, dieser Versuch, sich zu erinnern ...

Eine Freundin! Genau.

Wie hießen die Mädchen in Marissas Klasse ...?

Natürlich! Leah würde herumtelefonieren. Sie war zittrig, und sie war beunruhigt, aber sie würde diese entscheidenden Anrufe machen, bevor sie die Polizei einschaltete, sie war keine hysterische Mutter. Sie konnte Leahs Lehrerin anrufen, deren Namen sie wusste, und von ihr würde sie die Namen der anderen Mädchen erfahren, sie würde diese Nummern anrufen, sie würde Marissa bald ausfindig machen, alles würde gut sein. Und die Mutter von Marissas Freundin würde sich entschuldigen und sagen *Aber ich dachte, Marissa hätte Sie gefragt, ob sie zum Abendessen bleiben darf. Es tut mir ja so leid!* Und Leah würde erleichtert lachen und schnell sagen *Sie wissen ja, wie Kinder manchmal sind. Auch die Braven.*

Nur hatte Marissa in der Schule nicht viele Freundinnen.

Das war ein Problem gewesen in der neuen Privatschule. In der öffentlichen Schule hatte sie Freundinnen gehabt, aber an der Skatskill Day war es nicht so leicht. Die meisten Schüler dort kamen aus privilegierten, wohlhabenden Familien. Sehr privilegiert und sehr wohlhabend. Und die arme Marissa war so lieb, so gutgläubig, so hoffnungsvoll und so leicht zu kränken, wenn andere Mädchen es darauf anlegten, sie zu kränken.

Begonnen hatten sie schon in der Fünften, Gemeinheiten, verblüffend mädchentypisch.

In der Sechsten war es schlimmer geworden.

»Warum mögen sie mich nicht, Mommy?«

»Warum machen sie sich lustig über mich, Mommy?«

Denn wenn in Skatskill jemand nicht oben an der Highgate Avenue oder der Summit Street wohnte, sondern unten, war klar, dass er zur *Arbeiterklasse* gehörte. Marissa hatte gefragt, was das bedeutete. Arbeiteten nicht alle? Und was war eine *Klasse*? So was wie ... eine Klasse in der Schule? Ein *Klassenzimmer*?

Aber Leah musste sich eingestehen: Selbst wenn Marissa von einer unbekanntenen Freundin nach Hause eingeladen worden wäre, nie wäre sie so lange weggeblieben.

Nicht über fünf Uhr hinaus. Nicht nach Einbruch der Dämmerung.

Nicht, ohne Leah anzurufen.

»Sie ist kein Kind, das ...«

Leah sah noch einmal in der Küche nach. Die Spüle war leer. Keine Packung Hühnerbrust, die dort auftaute.

Dienstags/donnerstags kümmerte Marissa sich um das Abendessen. Marissa kochte gern. Mommy und Marissa kochten gern zusammen. Heute Abend sollte es

Hühnchen-Jambalaya geben, das war das Gericht, das sie am liebsten gemeinsam zubereiteten. »Tomaten, Zwiebeln, Paprika, Cajun-Gewürz. Reis ...«

Leah sprach laut. Die Stille war nervtötend.

Wenn ich direkt nach Hause gefahren wäre. Heute Abend.

Der 7-Eleven draußen an der Fernstraße. Dort hatte sie auf dem Heimweg gehalten.

Der höfliche indische Herr mittleren Alters an der Kasse mit seinen traurigen Augen würde für sie bürgen. Leah war eine häufige Kundin, er wusste nicht, wie sie hieß, aber er schien sie zu mögen.

Milchprodukte, eine Tücherbox. Dosentomaten. Zwei Sechserpackungen Bier, kalt. Für den Mann. *Er* war der Biertrinker. Der Mann an der Kasse musste annehmen, dass Leah einen Ehemann hatte.

Leah sah, wie ihre Hände zitterten. Sie brauchte was zu trinken, um ihre Hände zur Ruhe zu bringen.

»Marissa!«

Sie war vierunddreißig. Ihre Tochter war elf. Soweit Leahs Familie, einschließlich ihrer Eltern, wusste, war sie seit sieben Jahren »einvernehmlich geschieden«. Ihr Ex-Mann, ein Medizinstudent, der das Studium abgebrochen hatte, war nach Nordkalifornien verschwunden. Sie hatten gemeinsam in Berkeley gelebt, wo sie sich Anfang der Neunzigerjahre an der Uni kennengelernt hatten.

Unmöglich, den Ex-Mann/Vater, der nicht Bantry hieß, aufzuspüren.

Man würde sie nach ihm fragen, das wusste sie. Man würde sie vieles fragen.

Sie würde es erklären: Mit elf ist man zu alt für eine Tagesbetreuung. Mit elf ist man absolut in der Lage, allein nach Hause zu kommen ... Mit elf kann man die Verantwortung für ...

Sie kramte eine Dose Bier aus dem Kühlschrank. Sie öffnete sie und trank durstig. Das Getränk war eiskalt, sie bekam sofort Kopfschmerzen: eine eisige münzgroße Stelle zwischen den Augen. *Wie kannst du nur? In so einem Augenblick!* Sie wollte nicht in Panik verfallen und die 911 wählen, bevor sie sich alles überlegt hatte. Etwas starrte ihr ins Gesicht, eine Erklärung vielleicht?

Verzweifelte Alleinerziehende. Bescheidene Wohnung.

Vermisste Elfjährige. »Lernschwäche«.

Ungeschickt tappte Leah ein weiteres Mal durch die Wohnung. Sie suchte ... Stieß die Türen, die sie schon geöffnet hatte, noch weiter auf. Kniete sich in einem Anfall verzweifelter Energie neben Marissas Bett, um darunter zu sehen und –

– was zu finden? Eine einzelne Socke.

Als ob Marissa sich unter einem Bett verstecken würde!

Marissa, die ihre Mutter liebte, würde nie etwas tun, was ihre Mutter beunruhigen, aufregen oder verletzen würde. Marissa, die noch kindlich war für ihr Alter, niemals aufmüpfig, launisch. Marissa, deren Vorstellung von Schlimmsein war, morgens zu vergessen, ihr Bett zu machen. Die Wasserspritzer auf dem Badezimmerspiegel nicht abzuwischen.

Marissa, die ihre Mommy gefragt hatte: »Habe ich einen Daddy wie die anderen Mädchen, und weiß er, dass es mich gibt?«

Marissa, die mit den Tränen kämpfend gefragt hatte: »*Warum machen sie sich über mich lustig, Mommy? Bin ich zurückgeblieben?*«

In der öffentlichen Schule waren die Klassen zu groß, ihre Lehrerin hatte keine Zeit für oder keine Geduld mit Marissa gehabt. Darum hatte Leah sie an der Skatskill Day angemeldet, wo es nur fünfzehn Schüler pro Klasse

gab und Marissa besondere Aufmerksamkeit von ihrer Lehrerin bekommen würde, und trotzdem: Sie tat sich noch immer schwer mit dem Rechnen, sie wurde aufgezogen, »zurückgeblieben« genannt ... Verlacht. Sogar von Mädchen, die sie für Freundinnen gehalten hatte.

»Vielleicht ist sie weggelaufen.«

Ganz plötzlich überfiel Leah dieser Gedanke.

Marissa war aus Skatskill weggelaufen. Aus der Existenz, die Mommy mit so viel Mühe für sie geschaffen hatte.

»Das kann nicht sein! Unmöglich.«

Leah trank noch einen Schluck Bier. Rein medizinische Anwendung. Trotzdem raste ihr Herz mit dumpfen Schlägen, setzte kurz aus. Jetzt bloß nicht ohnmächtig werden ...

»Wohin? Wohin sollte Marissa denn gehen? *Unmöglichlich.*«

Marissa und wegelaufen. Was für ein lächerlicher Gedanke!

Dazu war sie viel zu schüchtern, zu passiv. Viel zu wenig selbstbewusst. Andere Kinder, besonders ältere, machten ihr Angst. Weil Marissa ungewöhnlich anziehend war, ein wunderschönes Kind mit dem seidigen, blonden, schulterlangen Haar, das die stolze Mutter bürstete, bis es glänzte, und manchmal zu kunstvollen Zöpfen flocht, zog sie oft unerwünschte Aufmerksamkeit auf sich. Doch Marissa war sich ihrer selbst kaum bewusst und auch nicht, wie andere sie wahrnahmen.

Sie war noch nie allein Bus gefahren. Nie allein ins Kino gegangen. Hatte so gut wie nie einen Laden betreten, ohne dass Leah in der Nähe war.

Aber trotzdem war das wohl das Erste, was die Polizei vermuten würde: Marissa war ausgerissen.

»Vielleicht ist sie nebenan. Bei den Nachbarn.«

Leah wusste, dass das nicht sehr wahrscheinlich war.

Sie und Marissa kamen gut mit den Nachbarn aus, aber man besuchte einander nie. Das war in diesem Wohnblock nicht üblich, es gab kaum andere Kinder.

Trotzdem musste Leah sich erkundigen. Es wurde von einer Mutter erwartet, die ihre Tochter suchte, dass sie sich bei den Nachbarn erkundigte.

Also nahm sie sich Zeit, zehn, fünfzehn Minuten, an Türen in Briarcliff Apts zu klopfen. Mit krampfhaftem Lächeln in die verwunderten Gesichter aufgeschreckter Fremder zu blicken. Bemüht, nicht zu verzweifeln, zu hysterisch zu klingen.

»Entschuldigen Sie ...«

Eine albtraumhafte Erinnerung überfiel sie. Eine aufgewühlte junge Mutter, die vor Jahren in Berkeley an ihre Tür geklopft hatte, als sie gerade mit ihrem Geliebten zusammengezogen war, der später Marissas Vater werden sollte. Sie waren beim Essen gestört worden, und Leahs Geliebter hatte geöffnet, ein Anflug von Ärger in seiner Stimme, und Leah hatte sich zu ihm gesellt, sehr jung damals, sehr blond und sehr privilegiert, und sie hatten eine junge Filipina angestarrt, die mit den Tränen kämpfte, als sie fragte *Haben Sie meine Tochter gesehen ...* An mehr konnte Leah sich nicht erinnern.

Jetzt war Leah Bantry diejenige, die an Türen klopfte. Fremde beim Essen störte. Sich für die Störung entschuldigte, mit bebender Stimme fragte *Haben Sie meine Tochter gesehen ...*

In dem kasernenartigen Wohnblock, in den Leah vor zwei Jahren aus Kostengründen gezogen war, betrat man die einzelnen Wohnungen direkt vom Parkplatz aus. Der lag hinter dem Haus, war hell erleuchtet, rein funktionell, hässlich. Im Gebäude gab es keine Flure. Es gab keine Innentreppen, keine Eingangshallen. Es gab keine Orte, an denen man sich zufällig treffen und ein paar, wenn auch noch so belanglose, Worte wechseln

konnte. Das war keine exklusive Eigentumswohnanlage mit Blick auf den Hudson River, sondern Briarcliff Apts, Skatskill-Süd.

Leahs direkte Nachbarn zeigten sich teilnahmsvoll und besorgt, waren aber keine Hilfe. Sie hatten Marissa nicht gesehen, und natürlich war Marissa sie nicht besuchen gekommen. Sie versprachen Leah, »die Augen offen zu halten«, und rieten ihr, die 911 anzurufen.

Leah klopfte an noch mehr Türen. In ihrem Gehirn war ein Mechanismus ausgelöst worden, der nicht zu stoppen war, bis sie an alle Türen im Haus geklopft hatte. Je weiter sie sich von ihrer eigenen Wohnung im Erdgeschoss entfernte, desto weniger Anteilnahme fand sie. Ein Mieter rief ihr durch die geschlossene Tür zu, was sie wolle. Ein anderer, ein Mann mittleren Alters mit dem roten, verdrossenen Gesicht des Alkoholikers, schnitt ihr die ohnehin schon stockend vorgebrachte Frage ab und sagte, er habe keine Kinder gesehen, er kenne überhaupt keine Kinder und habe auch nichts für Kinder übrig.

Unsicheren Schritts und wie benommen kehrte Leah in ihre Wohnung zurück. Sah zu ihrem Schrecken, dass sie die Tür nicht ins Schloss gezogen hatte. Alle Lampen in der Wohnung schienen zu brennen. Fast glaubte sie, Marissa sei jetzt zu Hause, in der Küche.

Sie stürzte hinein. »Marissa ...?«

Ihre Stimme war erwartungsvoll, klagend.

Die Küche war natürlich leer. Die ganze Wohnung war leer.

Ein neuer, verrückter Gedanke: Leah ging wieder hinaus auf den Parkplatz, um in ihrem Auto nachzusehen, das in einiger Entfernung abgestellt war. Sie spähte hinein, obwohl sie wusste, dass es abgesperrt und leer war. Spähte auf den Rücksitz.

Drehe ich gerade durch? Was geschieht mit mir ...